

Wie kann man ein sozialer Mensch werden?

Durch Erziehung, Vorbild, das Leben oder ganz von selbst? – Ein Blick auf die Jugend des großen Sozialreformers Rudolf Steiner.

Der kleine Junge war acht Jahre alt, als sein Vater von Pottschach nach Neudörfel versetzt wurde. Auch hier wurde er 'Stationsvorsteher' bei der österreichischen Südbahn. Noch im Alter schwärmt sein Söhnchen von der „Anmut der Natur“, die sie in Pottschach zurücklassen mussten. „Eine

als 'Fremder im Dorf' kein Recht hatte, an dieser Rangordnung teilzunehmen. Nur bei den Kleinhäusler-Leuten machte er einmal eine Dorfhochzeit mit.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern waren auch wirklich bedrückend. Sie haben, schreibt er, „stets die Bereitschaft gezeigt, ihre letzten Kreuzer für das hinzugeben, was dem Wohle ihrer Kinder entsprach; aber es waren nicht sehr viele solcher letzten Kreuzer vorhanden.“ (Nach ihm kamen noch eine Schwester und ein taubstimmes Brüderchen) – „Ich habe nicht allein gelernt, den Proletarier dadurch zu verstehen, dass ich selber mit ihnen, den Proletariern gelebt habe, dass ich herausgewachsen bin aus dem Proletariat, sondern mit dem Proletariat auch hungern lernte und musste.“ So gab es dem acht bis zehnjährigen Knaben eine „innige Befriedigung“, in den Wäldern durch ein eineinhalbstündiges Sammeln von Brombeeren, Himbeeren oder Erdbeeren „eine schöne Zugabe zu dem Familienabendbrot hinzuzufügen, das sonst für jeden nur aus einem Butterbrot oder einem Stück Brot mit Käse bestand.“ Besonders in den Ferien ging er gerne mit dem „Blutzer“ in das benachbarte Dorf Sauerbrunn, wo man das herrlich perlende erfrischende Wasser umsonst aus dem Dorfbrunnen schöpfen durfte. Da schleppte das Kerlchen dann die drei bis vier Liter in dem schweren Steingefäß nachhause zum Frühstück der Familie.

Aber durch den Beruf des Vaters kam er auch mit der 'allerneuesten' Technik in Berührung, der Eisenbahn und dem Morse-Telegraphen. Der Vater hatte drei Tage hintereinander 24 Stunden Dienst, dann wurde er für e i n e n Tag abgelöst. Aus seinem eintönigen Leben heraus führte er mit seiner Ablösung, einem Beamten, der von weiter her anreiste, leidenschaftliche



wundervolle Landschaft umschloss meine Kindheit.“ In Neudörfel war dieser Ausblick auf die Berge ganz in die Ferne gerückt. Der Bahnhof lag am Ortsende des Dorfes, und unter den Dorfbuben hatte der Neuling anfangs einen schweren Stand. Die Rangordnung unter den Knaben ging von ganz oben bis hinunter, zu ihm, entsprechend den Häusern der „großen Bauern“ über die etwa 20 Häuser der „mittleren“ Dorfbewohner bis zu den „Kleinhäuslern“ in ihren Strohütten, und abschließend, schon ganz draußen, der Bahnhof. Das zeigte sich auch an der Anzahl der Nüsse, die sich die Dorfbuben von den Nußbäumen an der Dorfstraße mit Steinen herabwarfen. „Wer am meisten erbeutet hatte, der war der angesehenste. Und dann ging es stufenweise nach abwärts – bis zu mir, dem letzten, der

Gespräche über Politik, bei denen der Knabe höchst interessiert zuhörte; nicht wegen des ihm unverständlichen Inhalts, sondern wegen der so herrlich hochgehenden Emotionen. Von der Religion hatte sich der Vater ganz abgewendet, als er seine Heimat, den Jägerberuf und das ihm teure Prämonstratenserstift, dem er viel verdankte, verlassen musste, weil sein Dienstherr, der Graf Hoyos, ihm die Hochzeit verbot. Trotzdem erlaubte der Vater, dass sein Söhnchen Rudolf vom katholischen Pfarrer als „Kirchenbub“ zu Ministrantendiensten eingeteilt wurde. Erst, als einmal alle Ministranten, weil sie den Gottesdienst anfangen verpasst hatten, Prügel beziehen sollten, machte der Vater kategorisch Schluss.

Der Vater hatte natürlich in allem recht. Aber schon als Siebenjähriger musste sein Söhnchen lernen, dass man nicht alles mit den Erwachsenen besprechen darf. Im Wartesaal des Pottschacher Bahnhofs hatte er ein richtiges geistiges Erlebnis gehabt. Als er aufgewühlt zum Vater lief und es erzählte, erntete er nur ein unwirschiges „Bist a dummer Bua!“ - Über Geistiges durfte er also nicht sprechen. Das begleitete ihn bis zu seinem 40. Lebensjahr und schuf trotz seiner Geselligkeit eine gewisse Einsamkeit in seiner Seele.

Um überleben zu können, musste man im kleinen Garten so viel Gemüse anbauen wie möglich, oder man half bei den Kleinhäusler Bauern in der Landwirtschaft. - Jahrzehnte später ging der ehemalige Knabe mit einem Bekannten in Dornach an einer Wiese vorbei, wo ein Bauer mähte. Trotz ihres Gesprächs hörten sie, wie der Bauer, vielleicht absichtlich etwas zu laut, zwischen den Zähnen murmelte, dass die „gelehrten Herren“ zwar viel reden, aber mit der Hand keinen Handstreich machen können. Ohne ein Wort nahm ihm der eine der

Herren die Sense aus der Hand und fing selber an zu mähen. „Bi Gott, der chaßs,“ entfuhr es dem Bauern. Noch in seinem letzten Lebensjahr bezeichnete sich „Der Doktor“ als 'Kleinbauer' (aber das ist eine andere Geschichte).

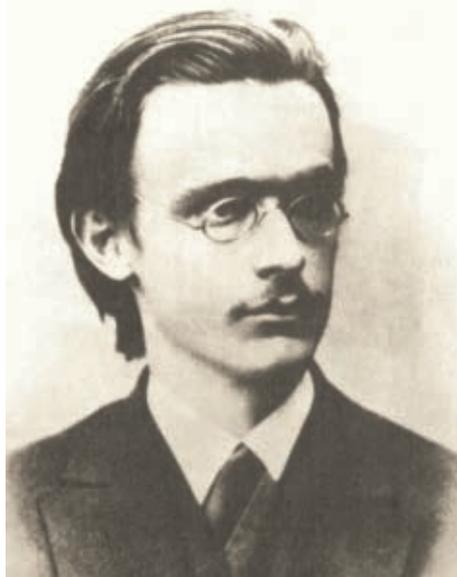
Vom Schulbesuch hatte er in den ersten Jahren wenig Gewinn. Seine Rechtschreibung und Grammatik blieben dürftig, und selbst da, wo er durch einen Lehrer oder ein Fach große Erlebnisse hatte, geschah es *n e b e n* dem Unterricht. Dass er an dem Fach Geometrie, wie er später sagte, zum ersten Mal das *G l ü c k* kennenlernte, war auch nicht im Unterricht. Sein Vater nahm ihn im Zorn über einen Lehrer (vielmehr dessen Gattin) sogar aus der Schule heraus und unterrichtete



tete ihn zuhause selber. Leider brachte auch dieser Unterricht nur wenig Freude. Spaß machte ihm nur, die noch feuchte Tinte auf dem Blatt mit der damals üblichen Streusandbüchse zu trocknen. Das führte dazu, dass er jedes Blatt möglichst schnell vollschrieb, um dann im Darüberwischen mit dem Finger zu prüfen, ob die Tinte schon trocken war. Der Vater

hingegen hatte nun noch weniger Freude an den so entstandenen Dokumenten. Dass er mit Interesse das Telegrafieren mit dem Morse-Alphabet abguckte, geschah natürlich neben dem Unterricht.

Der Hilfslehrer der Schule hatte ihm schon vorher neben oder sogar statt dem allgemeinen Unterricht extra Zeichenunterricht gegeben. Aufgrund dieser Zeichnungen bestand er die Aufnahme-Prüfung von der Dorf- in die „Bürgerschule“ in Wiener-Neustadt mit dem Prädikat „glänzend“. Dies wurde im ganzen Dorf als deutlicher Beweis für die Leistungsfähigkeit der Dorfschule gefeiert. Der Vater, übermütig geworden, ließ seinen Sohn daraufhin die Aufnahmeprüfung ins Realgymna-



sium versuchen. Und tatsächlich, es reichte sogar dafür. Das war im Oktober 1872. Ab jetzt hatte er einen Schulweg morgens mit dem Zug ins fünf Kilometer entfernte Wiener-Neustadt; nachmittags zu Fuß zurück, mit schwerer Schultasche, winters durch knietiefen Schnee. Die ersten zwei Jahre waren mühsam, zum Teil auch wegen langweiliger Lehrer. Später wurde das besser, aber als 16-Jähriger

noch kaufte er sich in Reclam Kants 'Kritik der reinen Vernunft', zerschnitt das Buch und legte die Seiten zwischen das Geschichtsbuch, um während des Unterrichts die viel interessantere Lektüre zu studieren. Allerdings fiel einigen Lehrern schon der 14-jährige notleidende begabte Schüler auf, der Klassenkameraden oft bei Hausaufgaben half. So besorgten sie ihm Nachhilfeschüler, die etwas für den Unterricht bezahlen konnten. Jetzt war es ihm möglich, seinen Eltern ein wenig für ihre großen Auslagen zurückzugeben.

Halten wir hier einmal kurz inne. Unsere Frage war ja: kann ein Kind in der Neuzeit allein aus dem Vorbild der Erwachsenen und der Schule ein sozialer Mensch werden? Dass der soziale Einsatz der Eltern für ihre drei Kinder „bis zum letzten Kreuzer“ vorbildlich war, muss sicher jeder zugeben. In der Schule blieb seine Suche nach einem Vorbild aber bis zum 14. Lebensjahr meist unerfüllt. „In der dritten Klasse (Realschule) erhielt ich einen Lehrer, der wirklich das Ideal erfüllte, das vor meiner Seele stand. Ihm konnte ich nachstreben“. Damit konnten sich seine schulischen Fähigkeiten entfalten.

„Ich war immer ein sozialer Mensch“, sagte er später von sich. Aber dieser Ausspruch passt gar nicht zu unserem Thema. Er bezieht sich auf die völlig andere (zweite!) Bedeutung, die 'sozial' auch hat: die Freude, am geselligen Umgang mit anderen Menschen, Freunden und Bekannten. Mit ihnen verbrachte er unzählige Stunden. Ein Rätsel, wie das neben der riesigen Arbeitslast möglich war, die er auch noch bewältigte.

Des Vaters Ideal war, seinen Erstgeborenen zu einem (besser besoldeten) Beruf als Eisenbahningenieur vorzubereiten. Es kam nur die Technische Hochschule in Wien in Frage. Dort studierte der 18 2/3-Jährige ab Herbst

1879 die Naturwissenschaften. Immerhin leistete sich die Hochschule einen Professor für Literatur, Karl-Julius Schröer, der bald sein verehrter Freund und Förderer wurde. Dass Rudolf Steiner später die Herausgabe von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften, danach sogar die der Sophien-Ausgabe in Weimar, anvertraut wurde, hatte er der Empfehlung Schröers zu verdanken.

Das Studium an der Hochschule wird nur möglich, weil der hochbegabte Abiturient ein Stipendium von 300 Gulden jährlich erhält und Vater Steiner näher an Wien heran, nach Inzersdorf versetzt wird. Aber das erste, was der neue Student in Wien macht, ist, dass er sich einen Stapel Philosophiebücher kauft. Dumm nur, dass er wegen des Stipendiums jährlich Prüfungen über die studierten naturwissenschaftlichen Fächer ablegen muss. Die Ergebnisse sind bei ihm üblicherweise 'vorzüglich'. Daneben macht er viele Vorlesungen und Übungen an der eigentlichen Universität mit. Er würde gerne einmal Professor für Philosophie werden. Aber das ist nicht möglich; nicht einmal promovieren darf er mit seiner technischen Vorbildung in Österreich. So verlässt er die ungeliebte Technische Hochschule im Herbst 1883 ohne Abschluss. Zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes übernimmt er eine Hauslehrerstelle bei der jüdischen Familie Specht, deren vierter Sohn schwer behindert ist.

Noch vierzig Jahre später kann er schreiben „Ich muss dem Schicksal dankbar dafür sein, dass es mich in ein solches Lebensverhältnis gebracht hat.“ Als er Anfang 1887 schwer erkrankt, pflegt ihn seine Arbeitgeberin monatelang in aufopferungsvoller Weise gesund. Es war eine soziale Tat an ihm. Gesundet, kann er neben seiner Hauptaufgabe als Erzieher die rege schriftstellerische Tätigkeit und sein vielseitiges

soziales Leben fortsetzen. „Sozial“ natürlich im Sinne von 'gesellig'. Er ist in den unzähligen Kritiken, die er über Autoren und Kunstereignisse in Wien verfasst, durchaus streitbar oder scharf, wenn er es für nötig findet. Er macht sich dadurch nicht nur Freun-



de. Am 29. September 1890 kommt er in Weimar an, wo er bis zum 23.06.97 bleiben wird, um die an sich ehrenvolle Herausgabe von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften zu bewerkstelligen.

Die soziale Frage wird an dem Elend von Millionen rechtloser Fabrikarbeiter und ihren Kindern immer akuter. Deren einziger Reichtum besteht in ihrer Kinderzahl, die sie in die Fabriken oder Bergwerke unter Tage schicken können. In Wien ist das Problem noch nicht angekommen, in Weimar aber auch nicht.

Es wird z. B. über Ethik und Moral gestritten. Als Steiner sich gegen eine normative Moral wendet, bekommt er von sozialdemokratischer Seite folgende Replik: „Dass Herr Steiner nur eine allgemeine Moral predigt, nämlich die Klassenmoral des Großkapitalismus, dessen üppig wucherndes

Fleisch die zarten Bande der bürgerlichen Respektabilität zu sprengen bemüht ist, um seine Plünderungs- und Raubinstinkte schrankenlos walten zu lassen, weiß er natürlich nicht.“ Hier klingen Töne an, wie sie sich in seiner anthroposophischen Zeit bis zu Tätlichkeiten steigern sollten. Nach sieben Jahren verläßt Steiner Weimar 1897 desillusioniert. Auch hier hat er niemanden gefunden, dem er sein Inneres wirklich hätte aufschließen können. Berlin! Zunächst geht das mühsame Rezensentenleben weiter. Aber er findet doch neue Freunde; z. B. J. H. Mackay, den Max Stirner-Verehrer; oder den jungverstorbenen Dichter Ludwig Jacobowsky.



Rudolf Steiner in der Arbeiterbildungsschule, um 1900

Aber „in dieser für mich schweren Zeit“ innerer und äußerer Prüfungen tritt nun (ausgerechnet!) der sozialdemokratische Vorstand der von Karl Liebknecht gegründeten „Arbeiterbildungsschule“ an ihn heran, „mit dem Ersuchen, ich

solle in der Schule den Unterricht in Geschichte und Redeübungen übernehmen“. Am 3. Januar 1899 beginnt dieser Unterricht und schlägt so voll ein, dass er bald der beliebteste Lehrer ist und weitaus die meisten Schüler hat. Auch ihm bedeutet diese Arbeit mit dem Proletariat sehr viel, spricht er doch öfters davon, dass er selbst aus dem Proletariat stammt, den 'Enterbten des Leibes und der Seele'. Als der Vorstand später Angst bekommt und den Versuch unternimmt, ihn zu entlassen, wird dieser erste Vorstoß gegen Steiner von seiner begeisterten Schülerschaft abgeschmettert mit 348 gegen 12 Stimmen. Erst 1906 gelingt es der marxistischen Leitung, ihn hinauszuekeln. Vorerst soll er sogar wegen der hohen Hörerzahl ein höheres Gehalt bekommen (das er eigentlich dringend bräuchte). Aber er lehnt ab und setzt durch, dass alle seine Kollegen unabhängig von der Schülerzahl die gleiche Erhöhung bekommen. Sozial?

Am 28. August 1899 jährt sich Goethes Geburtstag zum 150. Male. Und hier kann Rudolf Steiner zum ersten Male unter dem Titel „Goethes geheime Offenbarung“ anhand des Märchens von der „grünen Schlange und der schönen Lilie“ etwas von dem so viele Jahre notgedrungen geheimgehaltenen eigenen Seeleninhalt offenbaren.

Mit dem Februar 1900 tritt Rudolf Steiner in sein 40. Lebensjahr. Eine dunkle Zeit ist für ihn abgelaufen – nein, für die ganze Menschheit abgelaufen: das Kali Yuga (das 5000jährige dunkle Zeitalter).

Welche Möglichkeiten sich ihm in den noch verbleibenden 25 Jahren seines Lebens bieten, in das soziale Leben der Menschen einzugreifen, wollen wir in einem späteren Aufsatz betrachten. Wodurch kann man ihn, wie in der Überschrift geschehen, einen großen Sozialreformer nennen?